



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jähns, Max: Die Entwicklung des altrömischen Kriegswesens. V : die Zeit
des ersten punischen Krieges.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Entwicklung des altrömischen Kriegswesens.

Von Max Sähns.

V.

Die Zeit des ersten punischen Krieges.

Ueberblickt man die Gesammtheit der römischen Heeresentwicklung bis zu den punischen Kriegen, so erkennt man, daß ihre Stärke durchaus auf ihrem innigen Zusammenhange mit der bürgerlichen Verfassung beruht.

Den großen Grundsatz, daß die Vertheidigung des Staates Recht und Pflicht eines jeden Bürgers, aber auch nur des Bürgers sei, hat kein Volk so energisch und für alle Zeiten vorbildlich durchgeführt wie das römische. Zur Zeit des großen Marcus Furius Camillus waren die Römer einen Augenblick in Gefahr gewesen, Söldner und Reisläufer zu werden, wie es damals die Campaner wurden. Aber die Neugestaltung der Legion und die Erhebung des Bauernstandes durch die licinischen Gesetze entschieden für Jahrhunderte, daß die Söldnerei kein römisches Geschäft und die Legion ein Bürgerheer sein solle.*) Zwar bedingte die Manipularordnung eine weit ernstere und längere militärische Schule als die frühere phalangitische Legion, in welcher das Schwergewicht der Masse auch die Ungeübten zusammenhielt. Wenn dennoch kein eigener Soldatenstand sich entwickelte, so ward dies hauptsächlich dadurch erreicht, daß man die Gliederung der Mannschaft nach dem Vermögen aufgab und sie durch eine solche nach dem Dienstalter ersetzte. Der römische Rekrut trat jetzt ein unter die leichtbewaffneten Veliten und wurde dann allmählich von Treffen zu Treffen weiterbefördert, bis endlich die langgedienten und er-

*) Mißich a. a. D.
Grenzboten III. 1878.

fahrenen Leute sich im Triarierkorps zusammenfanden, das an Zahl schwach, doch an Einfluß auf Ton und Geist des Heeres mächtig war. *) Ohne höheren Sold, ohne eine glänzendere Waffe, ist diese Veteranenreserve der entschiedenste Ausdruck des Römerthums. Die ganze Staats- und Heereseinrichtung ist darauf berechnet, daß die Grundsicht der römischen Bauerschaft immer vorhanden und immer ausgiebig sei an ungeschwächter Willfährigkeit und Zuverlässigkeit für den Dienst im Heere. Denn in ihr entspringt der Quell der kriegerischen Machtfülle der großen Republik. Wie groß auch die Masse der Bundesgenossen sei: sie stehen doch immer nur neben den Legionen; sie thun nur mit, insofern sie befehligt werden von Römern.

Die alte, furchtbar strenge Kriegszucht blieb unverändert. Nach wie vor war es dem Feldherrn gestattet, jedem in seinem Lager dienenden Manne den Kopf vor die Füße zu legen und den Stabsoffizier so gut wie den gemeinen Soldaten mit Ruthen schlagen zu lassen. Auch wurden Körperstrafen nicht bloß wegen gemeiner Verbrechen erkannt, sondern auch wenn sich z. B. ein Offizier erlaubt hatte, von dem erteilten Befehle abzuweichen, wenn eine Abtheilung sich hatte überrumpeln lassen oder vom Schlachtfelde gewichen war. **)

Je lebendiger man sich diese Gleichheit der Führer und der Mannschaft dem Feldherrn gegenüber vorstellt, je mehr man sich vergegenwärtigt, wie auch der gemeine Legionär sich als freier Bürger fühlte, um so befremdlicher muß die Stellung erscheinen, welche einer solchen Infanterie gegenüber die Reiterei einnimmt. In ihren Händen liegt die ganze Kontrolle des Wachtdienstes. Ein einfacher eques mit seinen amici begeht die Posten, rapportirt darüber, und auf seine Meldung wird die etwa nothwendige Strafe verfügt. Aber noch mehr: die Zelte der Reiter liegen in der Hauptlagergasse, die betreffenden Stallungen dahinter. Der römische eques hat jedoch keinen Stalldienst bei seinem eigenen Pferde, sondern dieser wird von den Triariern geleistet, welche hinter ihm nach den beiden nächsten Lagergassen hin liegen. Die Elite der Infanterie liefert also, so zu sagen, die Stallungen der Kavallerie, und zwar einer Kavallerie, deren taktische Leistungen denen des Fußvolks gegenüber sehr schwach waren. Ein solches Verhältniß läßt sich nur aus sozialen Beziehungen erklären. Einmal spielte wohl der altgewohnte Respekt vor dem Adel und dem Reichthume der equites seine Rolle; dann aber darf man nicht vergessen, daß die Reiterei wesentlich aus den Söhnen der senatorischen Familien bestand, zu denen der kleine Mann immer noch in einer Art von Klientel stand, namentlich hinsichtlich seiner Abhängigkeit von dem juristischen Beirathe der

*) Mommsen a. a. D.

**) Nitzsch und Mommsen a. a. D.

Familienhäupter. Eines solchen Rathes aber bedurfte der römische Kleinbürger sehr oft. Er verheirathete keine Tochter, er verkaufte kein Foch Landes, er schloß kein Anlehen ohne juristischen Rath; denn dieser war ihm nicht nur eine Nothwendigkeit, sondern eine Seelenstärkung. Juristisches Wissen war aber dazumal geradezu ein Monopol der senatorischen Häuser. So drückte sich denn die geschäftliche Abhängigkeit auch in den militärischen Lagerbeziehungen aus, und es erscheint das um so erklärlicher, wenn man bedenkt, daß aus den Kreisen dieser equites im Ganzen genommen alle höheren Beamten und Offiziere der Republik hervorgingen. Während bei uns kaum jemals der Glanz der militärischen und der geschäftlichen Tradition zusammentreffen, konnte und sollte das bei jedem römischen Staatsmanne geschehen. Wäre die Beamtenlaufbahn der Republik nicht so durchaus gleichmäßig eine zivile und militärische, eben beides zugleich gewesen, so würde sich der Begriff des staatsmännischen Kredites gewisser Familien niemals in dem Maße ausgebildet haben, wie er in der Bezeichnung der nobilitas und seinem Gegensatz, dem der homines novi so deutlich erscheint. Daß in der einen Person, in der einen Familie die militärische, in der andern die administrative Seite überwog, versteht sich von selbst; immerhin aber war nun einmal kein Staatsmann zu denken, der nicht zugleich gedienter Offizier war, und umgekehrt kein Feldherr, der nicht auch in den großen Zivilämtern gedient hatte. Die meisten derartigen Stellen wurden ja durch die Comitien besetzt, und bei einzelnen von den Historikern überlieferten Gelegenheiten tritt dieser persönliche Zusammenhang sehr anschaulich hervor. Jener große Jurist, der nach seiner Wahlniederlage den Bürgern unwillig zuruft: *Consulere scitis, consulem facere nescitis!* steht da neben dem jungen kühnen Stabsoffizier, dem bei der Bewerbung um die rein städtische Medilität sofort alle Stimmen zufallen. Die lange Reihe großer Feldherren und Magistrate, die wundervolle Sicherheit der inneren und äußeren Politik, welche Rom, seltene Ausnahmen abgerechnet, ausgezeichnet hat, war bei einer Verfassung, die alle entscheidenden Beschlüsse der Volksversammlung zumies, nicht denkbar ohne den natürlichen Einfluß, den die Mannszucht und die stolzen Ueberlieferungen des Heeres auf den Geist der Comitien übten.

Die militärischen Formen dieser Centuriatcomitien sind nicht nur die Reste ihrer ältesten Einrichtung, sondern entsprechen auch durchaus dem Geiste, der in ihnen lebte. Die Volksversammlung stand, sie saß nicht, und schon Cicero hat dies im Gegensatz zu der sitzenden, lange debattirenden Eklesia von Athen als bedeutungsvoll bemerkt. Auf Kommando traten die Centuriatcomitien zur Abstimmung an. Zu einer breiten und zügellosen Debatte war wenig Raum; mit Entschiedenheit macht sich der Eindruck sicherer Haltung, ruhigen

Taktes geltend. Es gab keine geheime Abstimmung, und dabei handelte es sich doch nicht, wie heutzutage, um die Wahl von Repräsentanten für lange Termine, nein, jährlich galt es die Wahl der gesammten Beamtenmasse in Heer und Verwaltung. Da war noch kein ergiebiges Feld für Wahlumtriebe, wohl aber blieb dem Einflusse tüchtiger Persönlichkeiten, die im entscheidenden Augenblicke mit offenem Visir hervortraten, ein nicht unbedeutender Spielraum. Livius erzählt z. B., daß D. Fabius Maximus einmal nach Eröffnung der Abstimmung die erste Centurie wieder abtreten hieß, nachdem er erklärt, daß er das Kommando nur mit einem andern Kollegen annehmen könne, als den man ihm gegeben. Die Centurie trat ab, berieth und stimmte dann nach dem Wunsche ihres großen Konsuls.

Die unsichtbare Gewalt, welche das geschichtliche Leben Rom's in der guten Zeit beseelt und lenkt, das ist der militärische Geist der Legion; was Rom zu Rom machte: frei, besonnen, lange glücklich und groß, das war der frische und tüchtige Zusammenhang der militärischen und der bürgerlichen Verfassung.

Aber wie Alles in der Welt seine Kehrseite hat, so auch diese römische Heeres- und Staatsverfassung. Was dem Großen und Ganzen von so unendlichem Werthe war für innere Gesundheit und Tüchtigkeit, das hat im Einzelnen, im rein Militärischen, doch nicht selten höchst bedenkliche Nachtheile mit sich gebracht, die, wenn sie in verhängnißvollen Augenblicken hervortraten, so schädlich und gefährlich wurden, daß es schien, der Staat werde eine solche Krise nicht überdauern. Dann aber machte sich wieder die segensvolle Seite jener Zusammengehörigkeit von Staatsleitung und Kriegführung, von Volksbewußtsein und Heeresstolz geltend, und zum Staunen der Feinde, zum Staunen der Römer selbst, glich das Unheil sich aus, und die Niederlagen, welche den Staat vernichtet zu haben schienen, wurden gut gemacht durch die treue soldatische Hingebung der ganzen Nation.

Diese Betrachtungen drängen sich auf, wenn man die punischen Kriege überschaut.

Der Kampf zwischen Karthago und Rom ist der längste und der am meisten schwankende des Alterthums. Das entscheidende Moment, das endlich den Ausschlag gab, war die Gleichartigkeit des Stoffes, aus welchem Staat und Heer der Römer zusammengesetzt waren, verglichen mit der Ungleichartigkeit auf punischer Seite. Die Römer waren in ihren Volksversammlungen und im Senate dieselben wie im Lager; sie waren aber auch Italiker, desselben Blutes wie die Samniter, Sabiner, Campaner; auch mit den hellenischen Italioten waren sie stammverwandt und sogar mit den Struskern stimmten sie in den wichtigsten Lebensbeziehungen überein. Die Karthager dagegen waren

und blieben Fremdlinge in Afrika; mit der vollen Schroffheit der Semiten sonderten sie sich ab, und trotz vielhundertjährigen Zusammenlebens mit den Libyern standen sie ihnen noch immer stammfremd gegenüber. Sie wurzelten in dem Boden Afrika's nicht tief genug, um dem gewaltigen Sturme der Römerkriege dauernd widerstehen zu können.

Der Kraftverschiedenheit in nationaler Hinsicht stellt sich eine ebensolche bezüglich der geographischen Lage zur Seite.

Italien bildet einen abgeschlossenen, nicht allzugroßen, wohl bevölkerten Länderkomplex. Die weitgedehnten Gebiete von Karthago, welche von Kyrene bis an das atlantische Meer reichten, die schwankenden Grenzen nach dem Innern des Kontinents, die zerstreuten überseeischen Besitzungen in Sizilien, Sardinien, Malta, den Balearen und Spanien boten viele verwundbare Punkte und keine sichere Unterlage für ein starkes einheitliches Staatsgebäude. Es war eine Handvoll Menschen, die über zerstreute Länder und wilde Barbarenvölker eine ähnliche Herrschaft führte, wie jetzt die Engländer in Ostindien, aber ohne ein so großes, reiches Mutterland hinter sich zu haben, wie Großbritannien ist.

Ich kann auf die punischen Kriege hier nur in den alleräußersten Umrissen eingehen. Den Anlaß zum Kriegsausbruch gab das Söldnerthum. In der zweitgrößten Stadt der sizilischen Ostküste, in Messana, hatten sich kampanische Landsknechte festgesetzt. Entfremdung von der Heimat, Gewöhnung an Gewaltthat und Unfug hatte unter diesen Banden längst Gleichgiltigkeit gegen jeden Treubruch erzeugt. Warum sollte sich eine solche Söldnerschaar nicht einmal der ihrer Obhut anvertrauten Stadt bemächtigen? Die Kampaner thaten es und erhoben sich unter dem Namen der „Marzmänner“, der Mamertiner, zu einer von den Karthagern wie von Syrakus unabhängigen dritten Macht in Sizilien. Endlich von dem durch Hiero regenerirten Syrakus schwer bedroht, trugen sie Rom den Besitz des meerbeherrschenden Messana an (266); der Senat nahm sie wirklich in die italische Eidgenossenschaft auf. Doch Karthago kam den Römern in der Besetzung Messana's zuvor, und damit war der Krieg zwischen Italien und Afrika entschieden. Der erste Krieg mit Karthago währte 23 Jahre von 264 v. Chr. bis 241. Schon diese lange Dauer des Kampfes zeigt, daß die Kriegführenden an Macht und Hilfsquellen nicht ungleich waren. Rom's Stärke bestand in der Kriegstüchtigkeit seiner Bürger und Unterthanen; Karthago war an Reichthum unendlich überlegen. Wäre Geld im Kriege wirklich das Entscheidende, so hätte Rom unterliegen müssen. Aber in dem langen Kriege, der auch die ergiebigsten Hilfsquellen zum Versiegen brachte, glichen die Unterschiede zwischen Reich und

Arm sich nach und nach aus, und das verarmende Karthago ermattete früher als das niemals reich gewesene Rom.*)

Der Unterschied in der finanziellen Leistungsfähigkeit beider Staaten war um so wichtiger, als der Krieg zum großen Theile zur See ausgekämpft wurde und die Ausrüstung von Flotten ja stets weit kostspieliger ist als die Aufstellung von Landheeren, besonders für einen Staat, der wie Rom überhaupt zum ersten Male als Seemacht auftrat. Man begreift die Leistungsfähigkeit Rom's auch nur dann, wenn man sich erinnert, daß ihm die maritimen und die pecuniären Kräfte von sämtlichen griechischen Staaten Italien's und zuletzt auch die von Syrakus zur Verfügung standen, und daß in jener Zeit der Kindheit der Schifffahrt die Flotten noch nicht bleibendes Erbgut der Nationen waren, sondern sich herstellen ließen, wo es Bäume, Eisen und Wasser gab.

Die Taktik des antiken Seekrieges bestand darin, daß man dem feindlichen Schiffe die Langseite abzugewinnen und auf diese mit aller Wucht losfahrend es in den Grund zu bohren suchte. Zu diesem Zwecke führten die Schiffe am Vordertheile unter der Wasserlinie scharfe Schnäbel von Eisen, welche in die hölzernen Seiten der gegnerischen Fahrzeuge eindringen und sie leck machten. Es kam also alles darauf an, daß der Kapitän sein Schiff völlig in der Gewalt hatte, um mit der größten Schnelligkeit ausweichen, schwenken und zustoßen zu können. Der Kampf mit Geschossen vom Verdeck aus hatte ganz untergeordnete Bedeutung; auch die Schiffsartillerie spielt nur eine Nebenrolle; in der Kühnheit und Gewandtheit der Schiffsmanöver lag das Geheimniß des Sieges, und eben darin waren die Karthager Meister.

Es ist nun ein echt römischer Gedanke, ebenso konsequent wie genial, die nautische Inferiorität auszugleichen, indem man das Landgefecht auf den Seekrieg übertrug. Die Erfindung der Enterbrücken bezeichnet den ersten römischen Seesieg, den des Gaius Duilius an der Landspitze von Mylae (nw. Messana's) 260. Die Hälfte der karthagischen Flotte, mehr als 50 Schiffe, wurde versenkt oder genommen; Rom war plötzlich eine Seemacht geworden und hatte die Mittel in der Hand, den Krieg energisch zu Ende zu führen.

Vier Jahre nach dem Siege des Duilius erfochten die römischen Flotten den weit größeren Triumph bei Eknomos und übertrugen nun den Krieg nach Afrika. Hier aber erlitten sie, wesentlich in Folge der schlechten Dispositionen ihres Feldherrn Regulus, im Jahre 255 eine vollkommene Niederlage durch den im punischen Dienste stehenden spartanischen Feldherrn Xanthippos, einen Mann von großem Organisationstalent und hoher strategischer Einsicht. Nun ergriff Karthago die Offensive, und für die Römer folgte in dem langen

*) Mommsen a. a. O.

unentschiedenen Kriege um Sizilien, namentlich um das vielumworbene Lilybäon, Fehlschlag auf Fehlschlag.

Der römische Senat war rathlos. Sechzehn Jahre währte nun schon der Krieg, und man schien weiter vom Ziele als im ersten Jahre. Vier große Flotten waren zu Grunde gegangen, darunter drei mit römischen Heeren am Bord; ein ausgesuchtes Landheer war in Libyen vernichtet worden; und wieviel Menschen hatten die Schlachten, die Postengefechte, die Seuchen gefordert! Binnen fünf Jahren war die Bürgerrolle, welche im Jahre 252 die Zahl von 298 Tausend Bürgern aufgewiesen hatte, um den siebenten Theil der Gesamtzahl, um 40,000 Köpfe gesunken — ganz ungerechnet die mindestens gleichen Verluste der Bundesgenossen. Waren doch die in Seeschlachten und Schiffbrüchen zu Grunde gegangenen meist nicht Römer sondern *socii navales*! Die finanziellen Einbußen, namentlich die durch das Erlahmen des Handels, waren außerordentlich groß. Die Partei der Kleinmüthigen kam ans Ruder. Man schaffte die Flotte ab, förderte höchstens die Kaperei und führte den sizilischen Landkrieg nur dem Namen nach fort. — Und Karthago? Anstatt jetzt sein finanzielles Uebergewicht auszubeuten und einen großen Schlag zu thun, ging es denselben Weg. Es folgten sechs thaten- und ruhmlose Kriegsjahre, aus denen nur eine einzige Gestalt hervorleuchtet: Hamilkar Barkas, der im Jahre 247 den Oberbefehl in Sizilien übernahm. Wie jeder karthagischen Armee fehlte es auch der seinigen an gutem Fußvolk. Die Regierung that nichts, ein solches zu schaffen; denn national-punische oder auch nur libyische Rekruten lieferte sie niemals, sondern lediglich Söldner, und Hamilkar wußte wohl, daß diesen Karthago ebenso gleichgiltig sei wie Rom. Aber er setzte seine eigene kraftvolle Feldherrnpersönlichkeit an die Stelle der Ideale und übertrug den Schwung, der ihn selbst beseelte, in bewunderungswürdiger Weise auf sein Heer. Eine kühne Unternehmung reihte sich an die andere; ohne Geld von den Puniern zu fordern, ernährte er sein Heer reichlich; immer weitergreifend wurden seine Expeditionen, immer verwegener geberdeten sich seine wenigen Kaper an der italischen Küste.

Da geschah in Rom etwas, das noch größer erscheint als diese persönliche Kraft eines talentvollen Führers. Ohne jede Unterstützung des indolenten Senates trat eine Anzahl patriotischer Bürger zusammen und bot eine Flotte von 200 Linienschiffen mit 60,000 Matrosen und Ruderern freiwillig dem Staate dar — eine Thatsache, die in der ganzen Geschichte kaum ihres Gleichen hat.

Diese neue römische Flotte fand in der sizilischen See eigentlich keinen Gegner, und fast ohne Widerstand besetzten die Römer die Häfen von Lilybäon und Drepana, deren Belagerung nun energisch begonnen ward. Und

als im Frühjahr 241 eine eilig zusammengeraffte karthagische Flotte zum Entsatz erschien, erlitt sie bei der Insel Megusa eine vollkommene Niederlage. Fünzig punische Schiffe wurden versenkt, mit 70 eroberten Kielen fuhren die Sieger in den Hafen von Lilybaeon ein.

Diese freiwillige, große Anstrengung der römischen Patrioten brachte den Sieg und den Frieden. Zunächst kreuzigten die Karthager den besiegten Admiral, wie das geschlagenen Feldherren gegenüber ihre böse Sitte war; dann befahlen sie dem Hamilkar, Frieden zu schließen. Sizilien gehörte den Römern.

Blickt man auf den ganzen 23jährigen Krieg zurück, so läßt sich nicht verkennen, daß, trotz einer Reihe höchst großartiger Momente, die militärische und politische Führung der Römer bei Weitem weniger sicher war als sonst. Es liegt das daran, daß dieser Krieg mitten inne steht zwischen einer Zeit lokal-italischer und einer Zeit univ erseller Großstaatspolitik. Senat und Heer der Römer waren für rein italische Zwecke vortrefflich organisiert. Bisher hatte es sich immer nur um Kontinentalfeldzüge gehandelt, deren natürliche Basis Rom selbst war. Von Rom führten die großen Heerstraßen mit ihren befestigten Kolonien als wohlvorbereitete Operationslinien weiter. Die Aufgaben waren vorzugsweise taktisch, nicht strategisch; Märsche und Operationen hatten geringe Bedeutung; das ganze Verfahren drängte schnell zur Schlacht. Der Festungskrieg war in der Kindheit; der Seekrieg kam gar nicht in Betracht. Bedenkt man nun, daß in den Schlachten selbst wesentlich das Handgemenge mit der blanken Waffe entschied, so versteht man es, wie eine Rathsversammlung diese Feldzüge anzuordnen, wie der jeweilige Bürgermeister sie zu leiten im Stande war. Dies ist nun alles auf einmal umgewandelt. In unabsehbare Ferne, ja bis in einen fremden Erdtheil dehnt sich das Operationsgebiet aus; das Meer gewährt dem seefundigen Feinde tausend Straßen; in jedem Hafen darf man ihn erwarten. Die Belagerung der Festungen, namentlich der Küstenplätze, an deren Stärke die vorzüglichsten Taktiker Griechenland's gescheitert waren, bot den ungeschulten Römern eine nicht zu bewältigende Aufgabe. Es galt, eine Flotte zu schaffen, es galt, umfassende strategische Kombinationen zu entwerfen; es galt, das römische Kriegswesen über den Rahmen einer Bürgermiliz hinaus weiter zu bilden. Das waren große Forderungen! Energie und Glück halfen viel überwinden. Der erste Flottenbau gleich ist ein Beweis seltener nachdrücklicher Kraft — und doch ist es nur ein Nothbehelf und nur hinsichtlich der Enterbriicken eine römische Leistung. Die Erfolge zur See sind unzweifelhaft nicht den Römern, sondern den griechischen Schiffsbaumeistern und Seeleuten zu verdanken. Niemals wurde die Flotte dem Heere ebenbürtig, niemals wie dies eine volksthümliche Einrichtung, welche mit dem innersten Wesen der Nation verschmolz. Neben dem hochgeehrten

Dienste der Legionen blieb der Schiffsdienst stets gering geschätzt. Unterthanen oder gar Sklaven bildeten die Bemannung, hellenische Italioten das Offizierkorps. Der italische Bauer war wasserscheu, und leugnen läßt sich nicht, daß der Schiffsdienst, so lange es sich um Rudergaleeren handelt, wenig Anlockendes und Edles hat. Dennoch hätte man feste Seelegionen aufstellen und wenigstens ein echtrömisches Seeoffizierkorps bilden können. Nichts von alledem geschah; niemals haben die Römer nach dem punischen Kriege wieder Flotten ausgerüstet, wie sie bei Mylae und Eknomos kämpften, und daß sie sich in der Folge, zu den Zeiten ihrer unumschränkten Macht die Seeräuber über den Kopf wachsen ließen, bis der Hauptstadt selbst die Zufuhr abgeschnitten ward und die kampanischen Landstüke nicht mehr sicher waren, ist eine Schande. Unverkennbar nimmt mit der Abnahme des Hellenismus in Italien auch die römische Seeherrschaft wieder ab. Dennoch ist das römische Flottenwesen in seiner unbehilflichen Großartigkeit immer noch die hervorragendste Schöpfung dieses langen Krieges. *) Schlimm waren die Mängel der Heerführung, welche in der Staatsverfassung wurzelten. Bei Beginn des Krieges fehlte jeder Begriff von der Größe des Unternehmens, in das man sich einließ; nach und nach aber drängte sich die Unzulänglichkeit des römischen Systemes auf: die wirthschaftlichen Schwierigkeiten, welche mit der allgemeinen Wehrpflicht bei so lange andauernden Kriegen unvermeidlich verbunden sind, das Fehlen fester Oberleitung, der Mangel militärischer Fachbildung bei den Konsuln namentlich für den Seekrieg, und endlich der Schaden, der aus dem jährlichen Wechsel der Feldherren entsprang.

Die dem Pfluge und den Thirgen entzogenen Bauern zeigten sich schwierig, wenn man sie im Herbst bei der Fahne behalten, wenn man sie über die See nach Afrika führen wollte. Man mußte zu dem Mittelwege schreiten, wenigstens ein konsularisches Heer jährlich aus Sizilien nach Rom zurückkommen zu lassen; aber der Zwang, die Ueberwinterung auf dem Kriegsschauplatze auf nur 2 Legionen zu beschränken, hatte natürlich große Nachtheile für die Operationen, und selbst die Verlängerung der ununterbrochenen Dienstzeit auf 1½ Jahr stieß schon auf sozialpolitische Schwierigkeiten. Um den Soldaten für die längere Abwesenheit so viel als möglich schadlos zu halten, dienten zwei Mittel: die Ueberlassung der Beute und die Entschädigungen nach Ablauf der Dienstzeit. Die Aussicht auf Beute milderte die Schroffheit der allgemeinen Wehrpflicht und lockte Freiwillige an; sie war auch schon früher vorgekommen; aber erst im sizilischen Kriege wurde die Ueberlassung der Beute ein regelmäßiger Brauch, ein Recht der Truppen. Das zweite Mittel, den

*) Mommsen a. a. D.
Grenzboten III. 1878.

Dienst zu mildern, war die Ueberlassung von Ackeranweisungen an die Veteranen, die erste Spur der später so verderblichen Militärkolonien. Jetzt freilich waren sie nur nützlich; denn so lange es noch herrenloses unbebautes Land gab, konnte die Vertheilung desselben an ausgediente Soldaten dem Staate wie den Veteranen lediglich zum Vortheil gereichen. Es ist ein Analogon unserer Zivilverforgung langgedienter Soldaten.

Der Wechsel der Mannschaft in den Legionen war bei der Kriegstüchtigkeit der römischen Männer und bei der Einfachheit der Taktik von geringem Belang, besonders da das Offizierkorps nur zum kleinen Theile mit den aufgelösten Legionen den Dienst verließ. Der Stab blieb zwar nicht bestehen, wohl aber wurde er, mehr oder weniger vollständig, vom Volke wiedergewählt, und die Centurionen traten meist in die neuen Truppenkörper an gleicher oder etwas höherer Stelle wieder ein. Diese Centurionen waren die Männer, welche einen Lebensberuf aus dem Kriegsdienste machten, der Nerv der Legionen, dessen Tüchtigkeit die Unerfahrenheit der Rekruten und nicht selten auch das Ungeschick der Führer aufzuwiegen hatte. Sie waren die Träger der überlieferten Disziplin und der militärischen Erfahrung, und solche Männer waren bei den wechselnden Gesichtspunkten und Persönlichkeiten gerade auch der obersten Heeresleitung ganz unentbehrlich.

Je nach dem Stande der im Senate streitenden Parteien sprang nämlich diese höchste Behörde von einem Systeme der Kriegsführung zum andern über, und nichts hat die Erfolge der römischen Kriegsführung mehr aufgehalten, als der jährliche Wechsel der Konsuln. Für alte Zeiten, für beschränkte Verhältnisse war er ziemlich unschädlich gewesen; er war es nicht mehr für den großen Schauplatz, auf welchem Rom nunmehr seine Kriege führte. Bevor ein neuer Feldherr die Verhältnisse kennen gelernt hatte, mit seinen Truppen vertraut, mit der Art des Gegners bekannt geworden, da war schon der größte Theil seines Amtsjahrs verflossen und sein Nachfolger ernannt, ja vielleicht schon auf dem Wege, ihn abzulösen. Wollte er nun noch, von natürlichem Ehrgeize getrieben, sein Konsulat durch eine hervorragende That bezeichnen, so stürzte er sich leicht in übereilte Unternehmungen und erntete Verlust statt Triumph. So kam es oft auch dann, wenn die Konsuln tüchtige Männer und einsichtige Feldherren waren. Nicht selten aber waren sie das nicht; denn trotz der heilsamen Rückwirkungen der Erfahrungen, welche die Bürger in der Legion gemacht, auf ihre Abstimmungen in den Komitien, entschied doch gelegentlich auch der Einfluß der Parteien und Familien zu Gunsten minderwürdiger Männer. Gitle, unbedeutende Menschen vernichteten alle Anstrengungen ihrer Vorgänger, indem sie plötzlich ganz neue Ziele stellen, für welche jede Vorbereitung fehlt. Am übelsten waren die Erfahrungen, welche man hinsichtlich

der Verbindung der Admiralswürde mit dem römischen Bürgermeisteramte zu machen hatte. Die schwersten Flottenverluste führten weder die Karthager noch die Stürme herbei, sondern der anmaßliche Unverstand der Konsuln, welche enragirte Landratten waren und doch die Rathschläge der Seeleute geringschätzten. Indessen auch zu Lande erwies man sich den großen Aufgaben nicht gewachsen. Regulus war in seiner Art ein erprobter Führer; aber er theilte die Anschauung aller seiner Landsleute, daß es lediglich auf taktische Ueberlegenheit ankomme. Das Glück warf ihm die Erfolge in den Schooß; er war im Jahre 256 genau dahin gelangt, wo fünfzig Jahr später Scipio stand, ohne wie dieser einen Hannibal und ein erprobtes Heer sich gegenüber zu haben. Allein ebenso wie der Senat das halbe Heer zurückzog, sobald er sich von der taktischen Ueberlegenheit der Römer überzeugt hatte, so schlägt sich Regulus in blindem Vertrauen auf die taktische Kraft der Legion, wann und wo der Feind es wünscht.

Wenn trotz dieser Mängel der Krieg für Rom einen günstigen Ausgang nahm, so ist das einerseits der unvergleichlichen Ausdauer und der treuen Hingebung seiner Bürger, andererseits aber dem Umstande zuzuschreiben, daß die Mängel und Fehler auf gegnerischer Seite noch größer waren.

In einer Hinsicht allerdings erscheinen die Karthager den Römern überlegen. Sie hatten sich früh davon überzeugt, daß ausgedehnte Kriegsunternehmungen zu glücklichem Ende nur von solchen Männern geführt werden können, welche Könige in ihrem Heere sind. Ein Jahrhundert lang standen Glieder der Familie Magos an der Spitze der punischen Streitkraft, und ihrer Führung verdankte Karthago die Begründung seiner Herrschaft auf Sizilien und Sardinien. Den Magos folgten dann die Barkiden, das Geschlecht Hamilkar's und Hannibal's. Diese Männer waren den römischen Konsuln meist weit überlegen, und sie konnten es sein; denn sie führten das Kommando lange Zeit und vermochten also, große Pläne zu entwerfen, vorzubereiten und durchzuführen.

Aber dieser Vortheil wurde wett gemacht durch die entsetzlichen Uebel, welche das karthagische Söldnerwesen im Gefolge hatte. In der Unzuverlässigkeit der gemietheten Mannschaft, unter der die Gallier die zahlreichsten und unzuverlässigsten gewesen zu sein scheinen, lag die größte Schwäche der punischen Kriegsführung. Nur vorübergehend gelang es Männern wie Hamilkar Barkas sie in leidlicher Mannszucht zu halten; im Ganzen genommen wimmelt die Geschichte des Krieges von widerwärtigen Zügen der Unbotmäßigkeit, Meuterei und Verrätherei auf Seiten der Söldner, von Undank, Treulosigkeit und Grausamkeit auf Seiten der Phöniker. Wenn die Söldner mit dem Feinde verhandelten, den ihnen anvertrauten Posten übergaben, ihre Feldherren aus-

lieferten oder kreuzigten, so ließen die Karthagischen Feldherren sie absichtlich in ausgelegten Stellungen vom Feinde niedermachen, führten sie auf öde Inseln, um dort zu verhungern, warfen sie über Bord oder mekelten sie Nachts nieder. Das Verhältniß von Führer und Mannschaft war ein Zustand fortdauernder Verschwörung und inneren Krieges. Die Waffe, welche Karthago im Kampfe mit Rom führte, drohte bei jedem Hiebe zu zerbrechen oder gar die eigene Brust zu verwunden. Unzählige Unternehmungen mögen schon, ohne daß wir es wissen, im Entwurfe gescheitert sein aus Mangel an Vertrauen auf die Soldtruppen, und noch mehr schlugen, der Unzuverlässigkeit der Miethlinge wegen, in der Ausführung fehl.

Merkwürdig bleibt es bei alledem, daß die Punier im Laufe des ganzen Krieges nur einen einzigen entscheidenden Seesieg erfochten. Auf diesem Element erschien doch ihre Ueberlegenheit von Anfang an gesichert. Indeß scheint die Vereinigung hellenischer Seekunde mit der durch die Enterbrücken ermöglichten Aeußerung römischer Kampftüchtigkeit doch ein Kraftprodukt ergeben zu haben, dem die Karthager nicht gewachsen waren.

Populäre Unterhaltungsliteratur des zwölften Jahrhunderts.

Von A. Leonhard.

II.

Aus derselben Schule, derselben Zeit und derselben Gegend, wie das Märe von Drendel stammt das Gedicht von St. Oswald's Leben, welches nach einer Schaffhausener Handschrift 1835 von L. Ettmüller herausgegeben wurde. Den Inhalt dieses Gedichtes bildet die Werbung König Oswald's von England um die schöne Heidentochter Paimig oder Spange, welche er schließlich, da der Vater der Jungfrau dieselbe nicht herausgeben will, durch listigen Raub sich gewinnt. Eine genauere Betrachtung dieses heiligen Königs, des Haupthelden unsers Gedichtes, drängt zu der Annahme, daß in seiner Person der alte Germanengott Wuotan eine vermenschlichte Gestalt gewonnen hat. Bekanntlich wußte altdeutscher Glaube auch von einer Brautwerbung des obersten Gottes zu erzählen: Wenn in den „Zwölften“, d. h. in den zwölf Nächten von Weihnachten bis Dreikönigtag, der Sturmwind mit lautem Geheul über Felber und Dächer dahinfährt, dann, meinte man, jage